

Autonomie und Mündigkeit im Kontext relationaler Sozialarbeit

Abstract

Ist das unabhängige und selbstbestimmte Menschenbild der humanistischen Sozialen Arbeit angemessen, um Integration zu schaffen? Haben Menschen neben ihrem Grundbedürfnis nach Selbstbestimmung auch ein ebenso starkes Bedürfnis nach Selbsttranszendenz, das sich in den gängigen Methoden des professionellen Helfens aber nur rudimentär findet?

Konkreter Einstieg

Es ist noch früh und ich bin der erste Gast. Zlatko, der Wirt, setzt sich zum mir. Wir sprechen über die Schweiz, wo sein Bruder wohnt und das Leben in Deutschland. Die Stimmung ist nachdenklich. Dann bricht plötzlich diese Erzählung aus Zlatko heraus: „Ich bin Südländer, bin 40 Jahre hier, hab‘ mich hier integriert, habe Freunde und Arbeit, aber zehn Prozent werde ich immer Jugoslawe bleiben. Das kann mir keiner wegmachen, auch die nicht vom Jugendamt. Meine Tochter hat mich bei der Polizei angezeigt. Das Jugendamt hat sie dann in so eine Wohngemeinschaft getan und mich beim Gericht angeklagt. Ich hätte sie geschlagen, Kindeswohlgefährdung. Hab ich nicht, nie, sicher, ich bin streng, schreie manchmal, aber ich hab drei Kinder alleine großgezogen und nie von Harz IV gelebt. Beim Familiengericht hat sie dann zugegeben, dass sie das mit den Schlägen nur angegeben hat, um wegzukommen, sie will nicht nach Hause. Sie will mit ihren Freundinnen Spaß haben, weggehen und so... Sie will nicht auf ihren Vater hören und um Mitternacht zuhause sein, aber sie ist doch erst 17! Ihre Freunde haben ihr erklärt wie das geht: Sie muss erzählen, wie schlecht ihr Vater mit ihr umgeht. Die Frau vom Jugendamt hat gesagt, es tut ihr leid, aber man kann ein Mädchen nicht zwingen, beim Vater zu leben, wenn sie nicht will. Im Familiengericht hab ich dann meiner Tochter gesagt, dass sie scheiße ist, weil sie ihren Vater angezeigt hat. Ich bin dann gegangen, habe geweint und seit dem Tag weine ich jeden Abend.“

Zlatko bedient die ersten Gäste und kommt dann wieder an meinen Tisch um fortzufahren:

„Jetzt lebt sie in dieser Wohngemeinschaft und das Jugendamt will, 2000 Euro im Monat von mir, meine Lebensversicherung soll ich kündigen. Sie hat zuhause ein Zimmer und die sagen, wegen dem „Kindeswohl“ soll sie dort bleiben. Es tut weh. Ich mache jetzt eine Psychotherapie. Vergessen kann man das keine Minute und ständig gehen mir Gedanken über Danja im Kopf herum. Die Betreuer der Wohngemeinschaft rufen nicht an und sagen mir nichts. Gut, Danja will keinen Kontakt, aber der Vater will doch wissen, was sie macht, wie's ihr geht. Ich hab sie auf meinen Armen getragen, als kleines Kind. Das kann man doch nicht einfach wegmachen.

Ich bin selbst schon mit 16 Vater geworden. Mein Vater war sehr gläubig und hat mich deswegen rausgeworfen. Ich bin dann zum Gemeindepfarrer gegangen und hab ihm gebeten, mit dem Vater zu sprechen. Der Pfarrer hat mir zwar die Leviten gelesen, aber dem Vater hat er in der Kirche gesagt, dass es nicht richtig ist. Sogar in der Predigt hat davon geredet wie Eltern ihren Kinder verzeihen müssen. Darauf hatte mein Vater ein Einsehen und ich durfte ich wieder heim, aber nur wenn meine Freundin mit bei uns einzieht und wir durften nicht in einem Bett schlafen. Das waren die Bedingungen, auf die wir uns einlassen mussten. Sie ist die Mutter meiner drei Kinder geworden.“

Man sieht unschwer, wie sich heute für die Tochter wiederholt, was damals ihr Vater als Heranwachsender selbst erlitten hat: Ein dominanter Vater, dessen Strenge den Sohn aus dem Haus trieb, wie heute dieser Sohn seine Tochter mit der geerbten Härte vertreibt und sich dabei aus dem Herz reißt, was ihm am liebsten ist. Das fachlich Tragische ist aber, dass Sozialarbeiter und Familienrichter mit „stationärer Unterbringung“ und „Kinderschutz“ Autonomie sichern und nicht mehr das können, was der alte, orthodoxe Priester konnte, nämlich eine Verbindung zwischen den zusammengehörigen, streitenden Teilen der Familie herzustellen und ihnen zu helfen, ihren jeweils eigenen Horizont ein wenig zu überschreiten, um einen modus vivendi im Gemeinsamen finden zu können, wie Gardamer das beschrieben hat.

Autonomie als Selbststeuerung und Vervollkommnung

„Ein jedes Ding der Natur wirkt nach Naturgesetzen. Ein vernünftiges Wesen hingegen hat das Vermögen, nach Prinzipien zu handeln. Es hat einen Willen (Kant 1785, S. 47, sprachlich vereinfacht). Der Wille ist Ursache des menschlichen Handelns, und Freiheit ist die Eigenschaft dieser Ursache, da sie unabhängig von fremden, sie bestimmenden Ursachen wirkend sein kann; so wie Notwendigkeit, also durch den Einfluss fremder Ursachen zur Tätigkeit bestimmt zu werden, die Eigenschaft der Ursache der Dinge ist“ (ebd., S. 106). Kant lehrte uns, dass der Mensch Mensch wurde, weil er einen eigenen, freien, autonomen, rationalen Willen entwickelte und diese Befreiungskonzeption des Menschen gegen die Feudalherrschaft prägte unser Menschenbild nachhaltig. Später fragt Ernst Bloch: „Was treibt uns Menschen an?“ und antwortet: „Wir regen uns, sind warm und scharf. Was lebt ist erregt, und zwar zuerst durch sich selbst. Man sagt ja auch: der Mensch lebt nicht, *um zu* leben, sondern *weil* er lebt. ... In unserem Innern brodelt etwas, ein *Drängen*, das sobald es gefühlt wird, zum *Sehnen* wird. Das Sehnen ist zwar blind und orientierungslos, aber bereits nach außen gerichtet. Richtet sich das Sehnen auf etwas Bestimmtes, so wird es zum *Suchen*. Diese Aktivität wird von vielen auch als *Trieb* beschrieben, der das allgemeine Sehnen auf verschiedene Ziele hin verfeinert. Der bewusst gefühlte Trieb ist die *Leidenschaft*, die sich vom tierischen Trieb dadurch unterscheidet, dass sie nicht gesättigt werden kann ... Wird die Vorstellung von etwas zu einer Vorstellung von einem besseren Etwas, so wird das Begehren zum *Wünschen*. Im Wünschen liegt noch nichts von Tätigkeit, vom Tunwollen ... *Wollen* hingegen heißt, seine Wahl getroffen zu haben, ist ein aktives Fortgehen zu einem gewünschten Ziel und misst sich mit gegebenen Dingen... Es gibt also Wünsche ohne Wollen, aber kein Wollen, dem nicht ein Wunsch vorausginge. Es wird umso stärker sein, je lebendiger das Wunschbild dahinter ist“ (Bloch 1985, S. 49ff).

Bloch ergänzt die affektive Komponente: Der Wille ist eben nicht nur das rational herausdestillierte Prinzip der Vernunft, sondern er speist sich aus allerlei Irrationalen und letztlich nicht genau fassbaren in den Tiefen unserer Persönlichkeit. Bloch hat die Ergebnisse der Psychoanalyse eingearbeitet: Das, was Freud die dritte große Kränkung der Menschheit bezeichnete: Der Mensch ist nicht „Herr im eigenen Haus“ (Haus im Sinne von Bewusstsein). Aber es bleibt dennoch das *eigene* Haus. Im Keller wohnen

zwar allerhand biographische Ungereimtheiten, aber ein Haus ist ein Haus. Die Person, ihr Verstand und ihre Affekte sind eine Einheit und Autonomie heißt: Orientierung an dieser Einheit, oder mit Udo Lindenberg auf den Punkt gebracht: „Ich mach mein Ding. Egal was die ander'n Schwachomaten so labern, *ich* mach mein Ding.“ Auch die humanistische Psychologie, die Grundlage moderner Hilfskonzepte, orientierte sich an der Befreiung und Verbesserung dieses frei schwebenden, in sich selbst kreisenden Ich's, das soziale Beziehungen auch als Gefährdung seiner inneren Autonomie erlebt. Mit Sätzen wie „jedes Individuum existiert in einer Welt, ... deren Mittelpunkt es selbst ist“ (418) begründete Carl Rogers die klientenorientierte Beratung, die sich auf unser Bedürfnis nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung konzentriert. Ruth Cohn, schreibt in ihrem einflussreichen Buch zur themenzentrierten Interaktion: „Sei dein eigener Chairman! Sei dir darüber im Klaren, was du erreichen möchtest und auch darüber, was du nicht gewillt bist zu tun. Es geht darum, in sich hinein zu hören, was das Richtige für mich ist. Vertritt dich selbst in deinen eigenen Aussagen. Sprich per „Ich“ und nicht per „Wir“ (Cohn 1975, S. 124). Das humanistische Menschenbild besagt, der Mensch ist einzigartig und von Grund auf gut. Er ist befähigt und bestrebt, Entscheidungen in seinem Leben selbst zu treffen und sein Leben selbst zu bestimmen. Jeder Mensch hat dieses Recht auf Freiheit und Selbstbestimmung, aber implizit auch die Pflicht zur Selbstverbesserung. Das Menschliche im Menschen kann gesteigert werden durch Selbstvergewisserung, Introspektion und Abgrenzung gegenüber einer prinzipiell zur Diffusion drängenden Umwelt. „Autonomie, das ist, herausfinden, was ICH will und nicht den Erwartungen der anderen hinterherlaufen, mich nicht fremdbestimmen lassen, sondern meine eigenen, wahren Bedürfnisse entdecken.“¹

Dieses Bedürfnis nach einem autonomen Leben treibt die siebzehnjährige Danja der Eingangsgeschichte aus dem Haus ihres Vaters in eine Zukunft, von der die Richterin vermutet, sie wird nicht so rosig werden wie sich die junge Frau das vorstellt und sie sagt: „Danja, vielleicht wirst du das später anders sehen“. Doch die *Familienrichterin* verfügt nur über *Individualkonzepte* und entkommt dem mittlerweile im Hilfesystem objektivierten Gebot nach Selbstbestimmung und Selbstkonzentration nicht.

¹ Diesen Gedanken verdanke ich einem meiner vielen Kaffeehausgespräche mit Volker Lederer und er bringt das moralische Fortschrittsideal des Humanistischen auf den Punkt.

Transdisziplinärer Exkurs

Ein sinnvolles, postmodernes Prinzip ist, unterschiedliche Wissenschaften zu verbinden, um aus diesen Verknüpfungen Erkenntnisse für komplexe Fragestellungen zu gewinnen. Deswegen unternehmen wir eine Expedition in die Zoologie: Wenn zwei Ameisen einer Art aufeinander treffen, tauschen sie ein paar Bewegungen mit ihren Fühlern aus und wenn eine von ihnen hungrig ist, verlangt sie nach Nahrung. Die andere Ameise entzieht sich dieser Forderung, wenn sie kann, nie, sondern öffnet ihre Kinnbacken und bringt einen Tropfen durchsichtige Flüssigkeit für die hungrige Kollegin hervor. Wenn eine Ameise aus einem feindlichen Stamm Essen offeriert, wird sie als Freund angesehen. Sogar der Verdauungsapparat der Ameisen ist so aufgebaut, dass der hintere Teil dem Gebrauch des Individuums dient, der vordere hingegen für solche Gemeinschaftszwecke bestimmt ist (Kropotkin 2011, S. 33). Das Beispiel ist eines von hunderten, die der Geograph und spätere Gesellschafts-Theoretiker Kropotkin zusammengetragen hat. Ameisen, Bienen, Krebse, Kraniche, Papageien, Büffel, Füchse, Mäuse, Löwen, Ratten, Biber, Zebras, Rentiere, Affen und viele, viele andere Arten helfen sich ständig gegenseitig. Zudem gibt es zwischen den Arten ausgeprägte und häufige Kooperationsbeziehungen. Die Fürsorglichkeit der Ameisen für die Blattläuse ist bekannt. Manche Ameisenarten kümmern sich aber auch um Pflanzen und Pilze. Bienen bekommen Nektar von Pflanzenblüten und besorgen dafür die Bestäubung. Bakterien versorgen den Klee mit Stickstoff. Pilze versorgen die Wurzeln des Löwenzahns mit Mineralien und bekommen Kohlenhydrate. Die ganze Landwirtschaft ist im Grunde genommen eine Kooperation zwischen Tieren, Pflanzen und Pilzen. Im Meer schaut es nicht anders aus: Der Clownfisch wird von der Seeanemone geschützt und lockt ihre Beute an, die sie zusammen verspeisen. Die Polypen der Korallen sind für kleine Algen der ideale Wohnraum, sie werden mit Kohlendioxyd versorgt und liefern dafür Sauerstoff für ihren Wirt. Bekannt sind auch die Putzerfische, die regelrechte Putzstationen für größere Fische unterhalten oder der Schiffshalterfisch, der Maul und Rachen von Haien nach Parasiten abgrast. Der Madenhacker ernährt sich von den Zecken der Antilopen. Riesige Vogelspinnen beschützen die kleinen Engmaulfrösche, weil diese ihre Eier gegen Ameisen verteidigen. Der menschliche Darm ist von unzähligen Bakterienarten besiedelt (Die Beispiele stammen aus Offenberger 2014).

Tauschgeschäfte sind in der Natur nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Man könne in der Natur häufiger das „Naturgesetz“ der „gegenseitigen Hilfe“ beobachten als Wettbewerb, schlussfolgerte Kropotkin. Gemeinsame Arbeit, gemeinsame Verteidigung, gemeinsame Nahrungsbeschaffung, gemeinsamer Hausbau und gemeinsame Aufzucht der Jungen sind in der Natur nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Arten, deren Individuen isoliert wirtschaften, sind verhältnismäßig selten. Nicht Kraft, Schnelligkeit, Panzer oder Zähne, sondern die sozialen Fähigkeiten wären der wesentliche Vorteil im evolutionären Wettbewerb (Kropotkin 2011, S. 64), den Smith (1776) und Darwin (1859) beschrieben hätten. Je höher Lebewesen entwickelt seien, desto raffinierter und ausgeprägter sei ihre Kompetenz zum Kooperieren. Menschen verdanken ihre höheren Fähigkeiten zu Kultur, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Empathie und Sprache ihrem „angeborenen Trieb zur Gegenseitigkeit“. Das ist der Ausgangspunkt von Kropotkins Ergänzungsthese zu Darwins und Smiths Wettbewerbstheorien. Folgt man ihr so, müsste Darwins "struggle for life" mit "kooperieren um zu existieren" übersetzt werden und "survival of the fittest" würde heißen "Das Überleben der Kooperativen"².

Wir waren von Anfang an Lebewesen, die Verbindungen eingingen und zwar nicht nur in Form eines lockeren Austausches mit ihrer Umwelt, sondern diese Verbindungen waren existentielle Verschmelzungen. In jeder unserer Zellen sorgen membranumhüllte Mitochondrien für Energie, indem sie Nährstoffe mit Sauerstoff verbrennen. Sie stammen von eigenständigen Organismen ab und wurden von rückschrittlichen Einzellern verschluckt, die durch Vergärung immer knapper werdender organischer Stoffe ihr Dasein fristeten. Die größeren Einzeller fraßen ihre Beute nicht, sondern bewirteten sie. Seither bewohnen sie als Endosymbionten unsere Zellen. Durch die Gemeinschaft mit den Sauerstoff verbrennenden Bakterien erhielten die ursprünglichen Einzeller eine neue Energieerzeugungstechnik (vgl. Schatz 2011, S. 29). Vor eineinhalb Milliarden Jahren hat das Leben mit dieser ersten Kooperative die Atmung erfunden. Lange galt die Endosymbiontentheorie (vgl. Sagan 1967) als ungeheuerlich, weil sie

² Auch Darwin selbst hat in seinem späteren Werk „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl.“ (2006b/1871) eingeräumt, dass er der „Auslese“ ein zu großes Gewicht gegeben hatte und den Begriff durch „Auswahl“ ersetzt. „Wenn ich einen Pfau sehe wird mir schlecht“ soll Darwin gesagt haben und meinte damit, dass sich die Pfauenfedern, die das Männchen beim Fliegen behindern, unmöglich aus einer „biologischen Selektion“ ergeben haben können. Sie seien eher ein Vorteil einer „ästhetischen Wahl“, bei der sich Pfauen für Schönheit entscheiden. Das wiederum sei Kultur, nicht Kampf und Darwin schrieb: „Die Gemeinschaften, die die größte Zahl aufs Beste miteinander harmonisierender Mitglieder umschließen, gedeihen am besten.“ (S. 163)

unterstellt, dass wir - biologisch gesehen - keine Einheit sind, sondern eine kooperative Lebensgemeinschaft. Heute ist das biologisches Lehrbuchwissen. Aber auch dort, wo keine Verschmelzungen erfolgten, wurden Verbindungen durch kooperative Abhängigkeiten hergestellt. Maynard-Smith/ Szathmary (1995) zeigen in ihrer Geschichte der Evolution wie bedeutende Übergänge in der Entwicklung des Lebens, wie die Entstehung der Chromosomen, das Auftreten der eukaryotischen Zellen, das Erscheinen vielzelliger Organismen, die Entwicklung der geschlechtlichen Fortpflanzung, die Entstehung von Tiergesellschaften, immer mit einer neuen, komplexeren Form der Kooperation einhergingen. Einheiten, die sich vorher autonom ernähren und vermehren konnten, sind nach dem evolutionären Übergang nur noch als Teil eines größeren Ganzen dazu in der Lage.

Der Anthropologe Tomasello stellt eine interessante Überlegung zum menschlichen Auge an: Das menschliche Auge hat im Vergleich zu den meisten Tieren eigenartigerweise eine riesige weiße Sklera. Das Weiße unserer menschlichen Augen, macht es möglich zu erkennen, worauf der andere blickt. Mit dieser verräterischen Information kann man darauf schließen, was er im Sinn hat. Das ist im Kampf ein eindeutiger Nachteil. Wieso ist bei den Menschen – im Gegensatz zu Tieren – diese riesige weiße Sklera entstanden? Das lässt sich eigentlich nur dadurch erklären, dass sie eben kein Nachteil, sondern ein Evolutionsvorteil war. Wenn man mehr kooperiert als kämpft, ist es ein immenser Vorteil, die Absichten des anderen schnell und auf Distanz zu erkennen, vielleicht sogar ohne dass er sie sagen muss.

Nach Tomasellos (62) Hypothese wurde die gemeinsame Nahrungssuche der Frühmenschen zu einem wesentlichen Selektionsmechanismus, weil sie einen höheren und sicheren Lebensstandard ermöglichte. Die Frühmenschen entwickelten sowohl die Fähigkeit, Bewertungen hinsichtlich der Kooperationsfähigkeit potentieller Partner zu kommunizieren als auch die Fähigkeit, solche bewertenden Urteile anderer im eigenen Denken vorwegnehmen und sich entsprechend verhalten, also bis zu einem gewissen Grad gegenseitig Gedanken lesen zu können. Diejenigen, deren relationales Denken und deren kooperative Fähigkeiten besser ausgebildet waren, hatten einen Selektionsvorteil. Die Miteinander-Metapher stimmt für die Menschenwelt besser, als die Jeder-gegen-jeden-These oder die Jeder-für-sich-These.

Tomasello (2010, S. 58) berichtet auch von einem Versuch aus der vergleichenden Verhaltensforschung mit instrumentellen und sozialen Kooperationsaufgaben. Bei „instrumentellen“ Aufgaben geht es um das gemeinsame Erreichen eines Zieles oder die Lösung eines Problems, bei den „sozialen“ Kooperationsaufgaben um reine spielerische Geselligkeit, die am Laufen gehalten werden muss. Gibt man ein- bis zweijährigen Menschenkindern und von Menschenhand aufgezogenen jungen Schimpansen solche Aufgaben, so sind Kinder und Schimpansen bei den instrumentellen Aufgaben etwa gleich geschickt. An den sozialen Aufgaben haben Schimpansen jedoch wesentlich weniger Interesse als die Menschenkinder. Letztere neigen sogar dazu, die instrumentellen Aufgaben in Spiele verwandeln, z. B. indem sie die erhaltene Belohnung wieder in das gemeinsame Spiel einbringen. Das ziellose soziale Spiel ist für Menschenkinder attraktiver als die Zielerreichung. Das Gemeinsame ist reizvoller als das Eigene.

Menschen scheinen intuitive Neigungen zum gemeinsamen Spiel, zum gegenseitigen Helfen und zum kooperativen Tun zu haben. Es könnte sogar sein, dass wir neben unserem Grundbedürfnis nach Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung ein genauso starkes Grundbedürfnis nach „community“, nach Geselligkeit und Gemeinschaft haben. Empirische Untersuchungen zeigen immer wieder, dass es für unser Wohlbefinden wichtig ist, mit anderen in enger, starker Verbindung zu stehen. Enge Bindungen schränken aber Freiheit und Autonomie ein. Daraus folgt: Glück ist nicht mit Unabhängigkeit verknüpft, eher umgekehrt: Was uns glücklich macht, bindet uns (Bolz 2009, S. 85).

Menschen der Wohlstandswelt genügt es nicht, sich selbst zu verwirklichen. Das ist nicht die oberste Stufe von Maslows Pyramide (1981). Es geht um mehr, nämlich um Selbsttranszendenz: Ein Leben, das sich dadurch verwirklicht, in einer sozialen Idee, in einer Mission vom besseren Leben aufzugehen. Die Paradoxie der Selbstverwirklichung ist die Selbstüberschreitung. Das Selbst wird verwirklicht, indem es sich selbst übersteigt und seine Mission im anderen entdeckt. „Alles wirkliche Leben ist Begegnung... Zwischen Ich und Du steht kein Zweck... Alles Mittel ist Hindernis. Nur wo alles Mittel zerfallen ist, geschieht Begegnung (Buber 1995, S. 12). Levinas (2008) spricht vom Sein als Exteriorität und der Illusion des Subjektiven. Menschsein

sei abhängig vom anderen Menschen, denn im anderen Menschen werde die eigene Bestimmung offenbar.

Zwischenbetrachtung

Mit einer Reihe von Studien und Überlegungen wurde versucht, die Vorstellung zu verflüssigen, wonach Menschen abgeschlossene Einheiten seien, um deren innere, eigene Autonomie und Mündigkeit es vordringlich ginge. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Spezies Mensch das sozialste Wesen überhaupt ist, wir bereits durch unsere körperliche Ausstattung auf Kooperation programmiert sind, könnte man zu dem Vorhaben kommen, eine *sozialere* Definition von Autonomie zu wagen, die unser Bedürfnis nach Selbstbestimmung mit unserem Bedürfnis nach Selbstüberschreitung angemessener integriert.

Eine soziale Konzeption von Autonomie

Von Mead (1973) stammt die Erkenntnis, dass wir uns selbst nur durch die anderen Menschen wahrnehmen können. Was wir über uns wissen, wissen wir aus den Feedbacks der anderen. Als Erwachsener kann ich die Feedbacks der andern sogar antizipieren, sie müssen noch nicht einmal gesagt werden. Wenn wir z. B. kommunizieren, stellen wir uns selbst zugleich in der Rolle des Empfängers vor, der versucht uns zu verstehen. Kinder lernen dies in einem jahrzehntelangen Prozess, der ein Verinnerlichungsprozess ist. Kinder sind zwar von Anfang an schon so ausgestattet, dass sie ihre Interaktionen mit der Umwelt selbst wahrnehmen können. Sie können beispielsweise selbst hören, was sie selbst sagen und sie erfahren die Reaktion ihrer Eltern auf das, was sie sagen. Dadurch bekommen Sie ein Konzept ihrer selbst. Im Laufe der Zeit werden Reaktionen der Eltern gemerkt und finden innerlich statt, auch dann, wenn die Eltern nicht da sind. Im Laufe des Lebens kommen immer mehr Reaktionen anderer Menschen hinzu, die wir quasi abspeichern. Wir können uns dann aus immer mehr Perspektiven betrachten. Man wird umso reifer, je mehr Perspektiven Anderer man in sich aktualisieren kann. Das darf man sich nicht als Fremdsteuerung vorstellen. Denn die immer größere werdende Anzahl intern gespeicherter Interaktionen

mit anderen Menschen erhöht quasi unseren persönlichen Variationsspielraum, unsere Autonomie und bildet das „Eigene“. Das Eigene kommt also weder aus unserem Inneren noch kommt es von außen. Es entsteht in einem Wechselspiel, im Austausch, beginnend in konkreten Eltern-Kind-Beziehungen, über Freundschaften, Liebesverhältnisse³ bis hin zur Erklärung meiner ureigenen Überzeugungen mittels gesellschaftlich also nicht von mir erschaffenen Welt- und Menschenbildern, wie zum Beispiel der Menschenrechte.

Garfinkel radikalisierte Meads Ansatz indem er zeigte, dass selbst unser inneres Denken ein kooperativer Prozess sei, an dem immer mehrere beteiligt sind. Wenn mein Bild von mir durch die Feedbacks der anderen entstanden ist, muss auch mein aktuelles Denken viel sozialer sein als ich denke. Denken, so Garfinkel, sei ein interpersoneller Prozess, eine Wechselwirkung. So wie in Heisenbergs Quantenmechanik das Elektron ungeheuerlicher Weise nur in der Wechselwirkung mit etwas anderem existiert und wenn es nicht interagiert nicht existiert, so ist es aus dieser Perspektive nicht angemessen, die Person „an sich“ (Kant) oder ein Problem als Problem dieser Person, quasi als Eigenschaft, als ein Defizit dieser Person zu betrachten. Zwar ist es überschaubarer, Personen als Einheiten und Probleme als Eigenschaften zu verstehen und zu bearbeiten, es führt aber zu Vereinfachungs- und Vereinzelnungs-Effekten und je stringenter diese Vereinfachung und Vereinzelnung erfolgt, desto weniger sozial wird Soziale Arbeit.

Relationale Konzepte

In der Sozialen Arbeit beobachten wir seit einigen Jahren eine Evolution von relationalen Konzepten. Das sind Hilfe-Formen, in denen auf eine ausgesprochen soziale Weise geholfen wird und Autonomie wird darin stärker als soziale Qualität definiert. Im *Jugendstrafverfahren* hat sich die Erkenntnis etabliert, dass Wiedergutmachung besser ist als Bestrafung - und zwar für Täter *und* für Opfer *und* für die Gemeinschaft. Bestrafung bedient zwar unser Recht auf Vergeltung, sie schafft aber

³ s. dazu Sartre, der so weit ging zu vermuten, der andere habe mir mein Sein gestohlen und die existenzielle Aufgabe bestünde darin, mich für den anderen so bedeutend zu machen, um meinem eigenen Sein nahe zu kommen, ohne es jemals besitzen zu können, weil der Andere anders bleiben muss, damit ich existiere. (Sartre 1991, S. 636 ff.)

auf der Seite des Bestraften Ressentiments, die Vergeltung im Endeffekt nicht angenehm machen. Opfern tut es besser, wenn sie vergeben können, wenn sie großzügig sein können und wenn sie dafür Anerkennung bekommen. *Opfer* erleben Autonomie, wenn sie maßgeblich beeinflussen können, wie der Prozess abläuft und wie dessen Ergebnis aussieht. Obwohl es mittlerweile eine ganze Menge von Hilfeleistungen für Opfer gibt wie Beratung, Selbsthilfegruppen und Weißer Ring etc. , sind Opfer für den Gerichtsprozess nur als passive Zeugen von Belang. Ansonsten bleiben sie ungefragt und unberücksichtigt. *Täter* erleben Autonomie, wenn sie, statt passiv bestraft zu werden, aktiv wieder gutmachen können und dafür die Anerkennung ihrer Umwelt trotz ihrer Tat bekommen. Verantwortungsübernahme ist aber ein selbsteinsichtiger und selbstbestimmter Akt, der nicht wie Anpassung oder Unterwerfung durch Fremdbestimmung begründet werden kann. Die *indirekt betroffenen Bürger*, in deren Nachbarschaft sich eine Straftat zugetragen hat, erfahren Autonomie, wenn sie verstehen können, warum es passiert ist, wer es war und wie man auf diesen Menschen Einfluss nehmen könnte. Wenn man Opfer, Täter und Bürger Autonomiegewinne ermöglichen will, braucht es etwas anderes als eine Gerichtsverhandlung. Ich meine, es bräuchte dazu ein im wahrsten Sinn des Wortes „sozialeres“ Vorgehen. Man braucht für eine heilsame Wiedergutmachung, oft eine ganze Gruppe von Menschen. Wie man ein ganzes Dorf braucht um ein Kind zu erziehen, so braucht man Viele um eine geschehene Verletzung zu heilen, weil dann unterschiedliche Kräfte und Möglichkeiten zusammen kommen, weil mehrere Menschen zusammenhelfen, damit dieses soziale Gemisch aus materieller Leistung, empathischer Zuwendung, öffentlicher Verhandlung, wenn nötig Beschämung, Verurteilung, aber eben auch Verständnis und Anerkennung sowie sozialer Kontrolle und späterer Einbindung entstehen kann. Wiedergutmachung und Versöhnung sind kein automatischer Prozess, sondern bedürfen eines mitunter aufwendig zu organisierenden Rahmens, damit sie stattfinden können. Das ist eine neue relationale sozialarbeiterische Methode, die sich Gemeinschaftskonferenz nennt: Ein relativ großer Kreis von Menschen versammelt sich und die Hilfe besteht darin, über Verletzungen öffentlich sprechen zu können, Verständnis zu finden, zusammen nach Möglichkeiten zu suchen, wie Heilung geschehen kann und zusammen zu helfen, dies dann auch umzusetzen. Autonomie ist hierbei eben gerade nicht individuelle Unabhängigkeit, sondern soziale Verbindung, nicht bloße Selbstbestimmung, sondern das Finden eines Modus Vivendi für alle Beteiligten, nicht nur Selbstständigkeit, sondern eine gemeinsame Anstrengung, die Menschen zusammenbringt. In der Arbeit

mit beeinträchtigten Menschen wurde die Erkenntnis gewonnen, dass mehr Inklusion möglich wird, wenn sich zur sog. *Zukunftsplanung* ein Kreis von Unterstützern um einen behinderten Menschen etabliert und dieser Kreis zusammen plant und zusammen für die Verwirklichung der Pläne kämpft. Autonomie heißt hier in erster Linie Solidarität. In belasteten Gemeinwesen, in denen es an Konflikten nicht mangelt, wurde ein Weg wiederentdeckt, wie man Konflikte bearbeiten und gleichzeitig den Zusammenhalt im Gemeinwesen stärken kann. In *Friedenszirkeln* setzen sich viele Bürger zusammen um *ihre* Dinge zu besprechen und gemeinsam anzugehen. Gemeinwesen, denen es gelingt, ihre Konflikte nicht der Polizei und der Sozialarbeit zu überlassen gewinnen immer an Stärke und Kohäsion. Hier meint Autonomie gemeinschaftliche Selbstbestimmung und Selbstständigkeit. In der Jugendhilfe haben wir die Erfahrung gemacht, dass man Kinder schützen kann, wenn dysfunktionale Kernfamilien um den Kreis ihrer Verwandten und Freunde zum *Familienrat* erweitert werden. Dabei entstehen immer Pläne, auf die die Beteiligten stolz sind und diese Pläne können entstehen, weil man durch die Versammlung nicht auf sich alleine gestellt ist, sondern zusammenhilft, vielleicht auch durch das Mittun der Verwandten und Freunde individuelle Selbstbestimmung verliert, aber eben als Gemeinschaft gewinnt. Selbsthilfe wird zur Wir-Hilfe. Autonomie ist der dabei gewonnene soziale Rückhalt. Gemeinsam ist all diesen Ansätzen, dass sie Soziale Arbeit in erster Linie als ein „soziales“ Geschäft betreiben, in dem nicht die technische Wirkung auf das Individuum, die Problemlösung, die individuelle Förderung und Entwicklung, sondern gleichermaßen das soziale Miteinander und der durch Hilfe mögliche soziale Reichtum im Vordergrund steht.

Sozial Arbeitende agieren in der relationalen Sozialarbeit als Versammler. Sie sehen die in Problemen liegenden Verbindungspotentiale, provozieren ausgesprochen *soziale* Prozesse der Problembearbeitung, die Gemeinschaftsbildung, *Problemvergemeinschaftung* ermöglichen. Hilfe verstehen sie als *kollaboratives Gemeingut*, das weder dem Markt noch dem Staat gehört, sondern eine *Allmende* (Ostrom 1999, S. 117f.) oder eine Soziale Plastik (Beuys 2008) ist, in der Aspekte des Bezogenseins das Organisationsprinzip des Hilfesystems und der Hilfeleistung bilden.

Literatur:

- Beuys, Joseph (2008): Jeder Mensch ein Künstler. Auf dem Weg zur Freiheitsgestalt des sozialen Organismus. Wangen: FIU-Verlag.
- Bloch, Ernst (1985): Das Prinzip Hoffnung. Kapitel 1-32. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Bolz, Norbert (2009): Profit für alle, Hamburg: Murmann.
- Cohn, Ruth (2009/1975): Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Darwin, Charles (2006a/1859): Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. In: Ders. Gesammelte Werke. Frankfurt/M: Zweitausendeins.
- Darwin, Charles (2006b/1871): Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. In: Ders. Gesammelte Werke. Frankfurt/M: Zweitausendeins.
- Garfinkel, Harold (1984): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Kant, Immanuel (1984/1785): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, erster und zweiter Abschnitt. Stuttgart: Reclam.
- Kropotkin, Peter (2011/1902): Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt. Frankfurt/M: Trotzdem-Verlag.
- Lynn Sagan: On the origin of mitosing cells. In: Journal of Theoretical Biology. Band 14, Nr. 3, 1967, S. 255–274.
- Maslow, Abraham (1981/1954): Motivation und Persönlichkeit. Reinbek: Rowohlt.
- Mead, George H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Offenberger, Monika (2014): Symbiose. Warum Bündnisse fürs Leben in der Natur so erfolgreich sind. München: dtv.
- Ostrom, Elinor (1999): Jenseits von Staat und Markt: Die Verfassung der Allmende. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Rogers, Carl (1983): Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie. Frankfurt/M: Fischer.
- Sartre, Jean-Paul (1991): Das Sein und das Nichts. Büchergilde.
- Schatz, Gottfried (2011): Feuersucher. Die Jagd nach dem Geheimnis der Lebensenergie. Zürich: NZZ.
- Smith, Adam (2005/ 1776): Untersuchung über Wesen und Ursachen des Reichtums der Völker), Bern, Stuttgart, Wien: UTB.
- Smith, John Maynard / Szathmary, Eörs (1996): Evolution: Prozesse, Mechanismen, Modelle. Heidelberg/Berlin/Oxford: Spektrum.
- Tomasello, Michael (2010): Warum wir kooperieren. Berlin: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael (2014): Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens, Berlin: Suhrkamp.